

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 34 (1978)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Tryggve N. C. Mettinger, *King and Messiah. The Civil and Sacral Legitimation of the Israelite Kings.* = Coniectanea Bibl., O.T. Ser. 8. Lund, CWK Gleerup, 1976. 342 S. Schw. Kr. 110.–

Das Königtum Israels steht unter verschiedenen Gesichtspunkten im Mittelpunkt des Interesses. Man fragte etwa nach seinem Verhältnis zu (postulierten?) Institutionen der vor-königlichen Zeit, nach Redaktion und Komposition der Überlieferungen, nach Umfang und Stellenwert der deuteronomistischen Redaktionen. Dazu wurden eingehende und sorgfältige Untersuchungen vorgelegt.¹ Ihre Gefahr ist eine gewisse einseitige Fixierung, die nicht genügend berücksichtigt, dass hier dynamische historische Entwicklungen vorliegen. In Abgrenzung dagegen sieht der Verfasser die Probleme in einer «holistischen Perspektive». Es geht ihm nicht um genetische Fragen des Ursprungs, nicht um die Ideologien, sondern um die Entwicklung, die die Ideen gehabt haben, die mit dem israelitischen Königtum strukturell verbunden sind. Das heisst die Frage nach der zivilen (Mettinger vermeidet wohl absichtlich den Begriff profan) und der sakralen Seite dieses Königums, nach der Idee der göttlichen Sohnschaft des Königs und des Davidbundes. Das ist ein berechtigtes Programm; sicher ist das Verhältnis zivil–sakral oft zu schematisch gesehen worden, auch schon rein semasiologisch. Der Kern wissenschaftlicher Arbeit liegt ebenso in dem für sich zu erhellenden Detail wie in dessen wohl ausgewogenem Verhältnis zu einem strukturellen Ganzen. Nichts darf präjudiziert werden, und alle Positionen müssen neu geprüft und durchdacht werden. Wie das hier geschehen und gelungen ist, charakterisiert dieses Buch im besonderen, und auch die Art der Darstellung ist so, dass sie trotz der schwierigen Materie zu fesseln vermag und seine Lektüre zu einem lebendigen Gespräch mit dem Verfasser macht.

Diese Ausgewogenheit beginnt bei den einleitenden Überlegungen zu der Fragestellung des Themas und der Methode. Sie zeigt sich immer wieder in der Entfaltung einzelner semasiologischer Probleme, z. B. 'ēdūt (2. Kön. 11, 12), zemīrōt (2. Sam. 23, 1), oder auch bei den Überlegungen zu nāgīd, obwohl ich hier der Beweisführung nicht unbedingt zustimmen möchte.

Sehe ich recht, steht hinter dem Bemühen des Verfassers um die geschichtliche Entwicklung ein Urteil, dass solche Kategorien wie sakral-institutionell, prophetisch-priesterlich u. a. oft zu schematisch und starr angewendet werden. Das wäre ein begründetes Urteil.

Folgende Texteinheiten werden der Untersuchung zugrunde gelegt: – 1) Die Thronfolgegeschichte (SN). Sie reicht von einem Kern der Nathanverheissung in 2. Sam. 7 bis zu den prosalomonischen Stücken von 1. Kön. 1 + 2; sie stammt aus der frühen Zeit Salomos und will ihn legitimieren. – 2) Die Aufstiegsgeschichte Davids. Sie reicht von 1. Sam. 15 bis zu einer vordeuteronomischen Form der Nathanweissagung; sie legitimiert David als den von Jahwe erwählten Nachfolger Sauls; die Komposition der Überlieferungen erfolgte in der ersten Dekade nach dem Tode Salomos unter dem Eindruck der Reichstrennung (allerdings, welches wäre dann der Skopus der doch zweifellos zugrunde liegenden älteren Überlieferung gewesen?) – 3) Die Nathanverheissung. Eine instruktive Analyse des Komplexes wird gegeben. – 4 + 5) Sauls Salbung zum nāgīd (1. Sam. 9, 1–10, 16) und die Überlieferungen von Sauls Königtum (1. Sam. 8–12). Hier stehen hinter der Gestalt Samuels genuin israelitische Traditionen, die nordisraelitische Interessen vertreten. Saul ist eine Retter- und Richtergestalt. Entstehungszeit ist möglicherweise die Zeit Salomos. – 6) Königpsalmen. – Diese Texte werden zunächst unter dem Gesichtspunkt der zivilen Legitimation des Königums, d. h. der Akklamation durch die Ältesten, befragt. Sie hatte für Saul wie für David grössere Bedeutung, als meist angenommen wird. Sie setzte ein Versprechen des Königs, eine Verpflichtung (*berīt*), voraus; darauf folgte die Akklamation des Volkes, die die Bedeutung eines Eides hatte, und die Salbung. Kap. 10 (S. 185–232) handelt ausführlich von dieser Salbung, die ursprünglich den Charakter eines Kontraktes hatte. – In der salomonischen Ära tritt das mehr und mehr zu-

¹ Z. B. J. H. Grønbæk, Die Geschichte vom Aufstieg Davids (1971), Rez. in Theol. Zeits. 30 (1974), S. 170; T. Veijola, Die ewige Dynastie (1975), Rez. in Theol. Zeits. 33 (1977), S. 168 f.

rück, und es entwickelt sich eine sakrale Begrifflichkeit für das Wesen des Königtums. Dazu gehört, dass der ursprünglich profane Titel *nāgid* (Nachfolger, Kronprinz) sakralen Inhalt bekommt, dass das Konzept des Königs als eines Sohnes Gottes ausgebildet, die Salbung zum Zeichen göttlicher Legitimation wird. Diese Entwicklung wird an den einzelnen Textkomplexen entsprechend ihrer zeitlichen Zuweisung aufgezeigt. Mettinger hat ein Bild von grosser Geschlossenheit gezeichnet, bisweilen freilich auch konstruiert. Ob alle Hypothesen sich als tragfähig erweisen, wird das weitergehende Gespräch lehren, das der Verfasser selber wünscht. Auf jeden Fall sind sie unter sorgfältiger Berücksichtigung der Texte aufgestellt. Statt auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich einige grundsätzliche Überlegungen anfügen. Der Verfasser bemüht sich um die Erhellung der literarischen wie geschichtlichen Tatbestände ohne präjudizierte Urteile. Gerade das macht die Lektüre dieses Buches so interessant. Man wird indessen zu fragen haben, ob man über diese Anfänge hinaus nicht weitergehen muss. Bedeutet etwa die relativ neue Bezeichnung «Nachfolgegeschichte» nicht schon ein gewisses Präjudiz für das Verständnis des Inhaltes?² Wird die begriffliche Klärung des Begriffes *berit* nach Jepsen, Kutsch (Zusage, Verpflichtung) schon ganz dem im Worte liegenden Wirklichkeitscharakter gerecht? Sicher braucht in 2. Sam. 2, 4 kein Bund geschlossen zu werden, weil Juda bereits in der Wirklichkeit eines durch David und seine Mannschaft gewährten Schutzes lebt. Ist die Akklamation als zivile Angelegenheit ganz erklärt? Ihre Wurzeln liegen vermutlich in vorstaatlicher Zeit. Auch der sakrale Führer war auf Gefolgschaft angewiesen. Wurde sie ihm verweigert, war er nicht mehr sakraler Führer. Das könnte auf andere Perspektiven, auch in der zeitlichen Ansetzung und Deutung von Texten führen. Aber das sind Fragen für die Zukunft. Schon für heute gilt dem Verfasser ehrliche Anerkennung und aufrichtiger Dank.

Hans-Joachim Stoebe, Basel

Adrian Schenker, O. P., *Hexaplarische Psalmenbruchstücke.* = Orbis biblicus et orientalis, 8. Freiburg (Schweiz), Univ. Verl., & Göttingen, Vandenhoeck, 1975. xxviii + 446 pp.

Hermann-Josef Venetz, *Die Quinta des Psalteriums.* Hildesheim, Gerstenberg, 1974. xxi + 195 pp. DM 72.-.

D. Barthélémy & O. Rickenbacher, *Konkordanz zum hebräischen Sirach mit syrisch-hebräischem Index.* Göttingen, Vandenhoeck, 1973. vi + 432 + 78* pp. DM 78.-.

Prof. D. Barthélémy has given a great impetus to LXX studies not only in his own book, *Les devanciers d'Aquila* (1963), but also in the encouragement he has given to other workers in these studies. We here review books by pupils of his which concern his area of interest, the Greek revisions and translations of the Old Testament subsequent to the original LXX and the enquiry into the original form and later development within the LXX itself.

(1) The Revd. A. Schenker's book makes known to us in the first instance fragments from the Hexapla of Psalms which have not hitherto been published. They come from one of the catenae on Psalms.

The catenae on Psalms have been the object in recent years of considerable research. Commentaries on books of Scripture composed of extracts from the principal commentators with here and there other patristic material, they fall into various groups.

Among these is cat. xxii on the Psalms contained in two manuscripts, Vaticanus gr. 752 (Rahlfs 1173, saec. xi), and derived from it for Ps. i. 1–ciii. 9, Bod. Canonianus gr. 62 (Rahlfs 1122, saec. xii). For the most part the contents of cat. xxii are not distinctive, but among its sources for Ps. lxxvii. 30, 36–lxxxvii. 6 was one which provided a series of Hexaplaric renderings otherwise unknown. These are published by Dr. Schenker in a very serviceable form.

First, in Part I we have an introduction giving particulars of cat. xxii, its two manuscripts and its relation to other catanae. In chapter 3 the Hexaplaric element is described and discussed and Chapter 4 gives details of the language and procedures of the younger translations. Part II provides the edition of the text and Part III a detailed and instructive commentary. At the end are a Hebrew and a Greek index, a list of Biblical passages and an Index rerum nominumque and at the beginning an informative and adequate bibliography.

² Theol. Zeits. 33 (1977), S. 168, zu Veijola (A. 1).

Dr. Schenker has done valuable service with this edition. It has long been known that Greek medieval manuscripts contained more Hexaplaric material than was in Field's Hexapla, but even today much remains to be done in publishing these collections.

(2) Dr. Schenker had Dr. Venetz' work before him in typescript, but while Dr. Venetz knew of cat. xxii I find no evidence that he was acquainted with Dr. Schenker's research. We would expect the enquiry into the nature of any of the younger translations to follow on fuller publication of their remains not vice versa. As it happens Dr. Venetz' work follows on such a publication, but it is not that of Dr. Schenker, but the edition of the Milan Hexapla fragments by G. Mercati. – Dr. Venetz' book has the following items.

A brief preface by Prof. D. Barthélémy indicates the assumption and scope of the enquiry. First the Quinta (Q) for each book must be examined separately, even though a comparison of the results of such examinations may suggest that the original for many books constituted a single revision of the LXX. Secondly the relation of the Psalms to the Kaige recension and to Aquila must be undertaken in view of the implications of the methods of the reviser of Q.

Dr. Venetz in his introduction indicates the scope of the enquiry and the materials available. In chapter I he discusses the nature of Q, in chapter II the relation of Q to the Kaige group and in chapter III the relation of Q to Aquila's Psalter and follows this by a brief statement of his conclusions and the problems they raise. Indexes such as we find in Dr. Schenker's book would have added greatly to the usefulness of Dr. Venetz' work and have made its valuable discussion available to a larger number of scholars, but presumably would have added to the cost.

For Dr. Venetz Q is a revision of an older form of the LXX than we find in Origen's Hexapla to bring it closer to the Hebrew. Though the evidence at this point is slight it suggests that this Hebrew was either the M.T. or a text nearer to it than that translated in the original LXX. Further when both LXX and Q represented the same Hebrew Q provided a closer translation. It also displayed mannerisms of the Kaige recension and followed its exegetical principles.

In this connexion he investigates the relationship between Q and Aquila and concludes that Q is not dependent on Aquila but is uncertain whether Aquila is dependent on Q. From the evidence that Dr. Venetz assembles, this seems probable though there is perhaps another possibility. Q, Aquila and other younger translators all represent stages in a revision of the LXX, first to accord with the M.T. or a Hebrew text more like it and, secondly, to produce a Greek rendering more in line with certain Rabbinic principles of interpretation. Is it possible that there were two stages in the making of Q and that Aquila may have used the older? Dr. Venetz plays with the idea of a "Präquinta" on p. 21 f.

In chapter II Excursus IV deals with the Sexta (= S) of Psalms. S has not in Origen's Hexapla a whole column to itself, but its departures from Q are given as marginalia to the Q column. Not all S readings were given in the Hexapla and about three quarters of those recorded agree with the LXX. Further, S does not belong to the Kaige group.

In establishing such points Dr. Venetz has frequently to discuss the reliability of the ascriptions of various renderings to the several versions of the Hexapla. Anyone who has studied for example A. Schmitt's monograph *Stammt der sogenannte «O»-Text bei Daniel wirklich von Theodotion?* will not be surprised to learn that Dr. Venetz found it necessary not infrequently to correct the ascriptions in our sources. Not even the Milan fragments 1098 are entirely inerrant.

One of the features which makes the absence of an index to Dr. Venetz' work so regrettable is the wealth of linguistic discussion in it. Not only vocabulary but also grammatical points are frequently discussed. These discussions are made on the basis of a comparison with the Hebrew which is right and proper.

There is, however, another possible explanation of some of the linguistic features of which two may be mentioned. – First, there is the use of the imperfect. W. C. Allen in his commentary on St. Matthew, p. xx–xxiv, noticed a number of passages where Mark has an imperfect for which Matthew has an aorist. By contrast Daniel Theod. often has an imperfect where the LXX has an aorist and so we find that in the Psalter the LXX has an aorist sometimes

where Aquila has an imperfect. Q, however, seems less generous with imperfects. This variation may be due not to a systematic representation of Hebrew tenses but to differences in Greek style among the various translators. – Secondly, there is the perfect. It too does not seem to be used systematically to represent one of the Hebrew tenses. We have, however, a hint in Rahlfs, Septuaginta-Studien, 3, p. 177 f. He points out that the Lucianic text of Kings often has a perfect in discourse where the LXX has an aorist. In the same way John seems to use the active perfect indicative only in discourse. This seems to be a matter not of the rendering of a Hebrew tense but of a Greek style. Is there anything corresponding in Q?

(3) If we regret the lack of an index to Dr. Venetz' book, we have compensation in the Konkordanz of Barthélemy and Rickenbacher to Sirach. First we have the Hebrew concordance. It is definitely a concordance to the Hebrew text of our manuscripts. To each occurrence of the Hebrew word is given, as far as possible, first, the Syriac and, second, the Greek equivalent. At the end we are given an index to the Syriac, this time with the Hebrew equivalents. An introduction tells us something of the origin, scope and method of the work. Any who wish to use the concordance and the index should read the introduction carefully. Together with Hatch and Redpath's Concordance to the LXX or Smend's Griechisch-syrisch-hebräischer Index it gives us a valuable guide to the tradition and problems of Sirach.

It would have been useful to have a list of the Hebrew manuscripts extant with their symbols and contents. I have such a list in manuscript as do others who work with the LXX, but I do not always have it to hand when I use the Konkordanz. In the bibliography we miss a reference to "Facsimiles of the Fragments hitherto recovered of the Book of Ecclesiasticus in Hebrew" (1901).

Understandably the Latin evidence for Sirach, for which we use the very serviceable Roman edition in Biblia Sacra, 12, is not cited in the Konkordanz, but it can prove very helpful in the study not only of the Greek but also of the Hebrew as the following example will show.

Of the two compounds *anangéllō* (= an.) and *apangéllō* (= ap.), ap. is Attic and Hellenistic, an. is unAttic and Hellenistic. Both are used in the LXX but not equally so everywhere. For example both seem to occur in Genesis, but only an. for certain in Exodus and Deuteronomy. On the other hand only ap. occurs for certain in 1–4 Kingdoms. There is considerable variation between the two in the manuscripts which may be partially explained as due to the correction of the unAttic an. to the Attic ap.

In Sirach both verbs seem to be used and as at any rate in the Hellenistic period they appear not to differ in meaning we may ask whether they are distinguished at all. In the background are two Hebrew verbs, *higgēd* (= I) and *hiwwēh* (= II). The following table will relate Hebrew, Greek and Latin:

	H	G	L
(a) xvi. 22	I	<i>anangeleī</i>	<i>enuntiabit</i>
xix. 30	?	<i>anangeleī</i>	<i>enuntiat</i>
xxxvii. 14	I	<i>anangéllein</i> 964	<i>enuntiat</i>
xvi. 25	II	<i>ap. cet</i> <i>apangelō</i>	<i>nuntiat x</i> <i>nuntio mss 3</i> <i>enuntio</i>
xlii. 19	II	<i>apangéllōn</i>	<i>adnuntians</i>
xliv. 3	[II]	<i>apēngelkótes</i>	<i>nuntiantes</i>

The Syriac lends some support to the implications of this table (e.g. xliv. 3). There is one difficulty in estimating the Latin evidence in that the original translation appears to have omitted chapters 44–50, but two practices seem clear: first, there is no instance where an. is for certain not rendered by *enuntiare*; secondly, there is no instance where ap. is for certain rendered by *enuntiare*. This being so we may propose the following associations: (1) I – an. – *enuntiare*, (2) II – ap. – *nuntiare* (*adnuntiare*). If this is right we may infer that H had I at

xix. 30 and that the Chester Beatty papyrus is right against all other Greek witnesses at xxxvii. 14.

This is in effect an argument in favour of someone doing for Hebrew, Greek and Latin what the Konkordanz does for Hebrew, Syriac and Greek. Such tools seem designed to help us in our study of the Hebrew, but, as can be seen from the argument above, they can also help us to make decisions about the text of the dependent versions.

It is clear that much patient labour has gone into the making of the Konkordanz and that it will prove a useful tool not only for the study of Sirach, but also for that of the Greek and Syriac Bibles. We cannot be too thankful to Professor Barthélemy and Dr. Rickenbacher for their work.

We must also congratulate Professor Barthélemy for having inspired these enquiries and for all that he has initiated in Septuagint and related studies in Fribourg. Perhaps as one fruit of his enterprises we may hope for a new edition of the Hexapla material. We owe much to Field but his work is now far out of date and Professor Barthélemy seems set on a course which would provide us with an admirable replacement.

We must also congratulate the publishers, Vandenhoeck and Ruprecht for the Hexaplari-sche Psalmenbruchstücke and the Konkordanz and the Verlag Gerstenberg for Die Quinta, on their achievement in producing these exacting volumes. To have printed such legible Syriac type, for example, is a great service. We can only wish these books and the enterprise they represent good success.

George D. Kilpatrick, Oxford

E. M. Laperrousaz, *Qoumrân, l'établissement essénien des bords de la Mer Morte. Histoire et archéologie du site*. Paris, A. & J. Picard, 1976. XII + 257 S., 16 Tafeln, 6 Karten.

Während die Qumran-Handschriften, wenn auch immer noch nicht alle, zugänglich sind und von vielen studiert werden können, so ist die Zahl der Archäologen und Historiker, die aus eigener Anschauung und Erfahrung die Ausgrabungen und die Funde beurteilen können, äusserst gering (S. XII). Zu diesen wenigen Privilegierten gehört der Autor. Um so begrüs-senswerter ist eine Gesamtdarstellung der Ergebnisse und ihre eigenständige Beurteilung aus seiner Feder. Schade ist nur, dass der Chef-Ausgräber P. R. de Vaux, mit dessen Deutungen er sich gelegentlich kritisch auseinandersetzt, nicht mehr zu den Interpretationen und Kritiken des Verfassers Stellung nehmen kann.

Die vorliegende Darstellung ist eine Synthese verschiedener Veröffentlichungen des Ver-fassers zum Thema. Unter dem Titel *A la découverte de Qoumrân* schildert er einleitend die früheren Erforschungen und Beschreibungen des Ortes, z. B. durch F. de Saulcy (1853) als ersten (S. 3–6), dann kurz die Entdeckung «anfangs 1947», die verschiedenen Grabungskam-pagnen, schliesslich Entdeckung und Erforschung der einzelnen Höhlen 1949–1958 (S. 7–15). Anmerkungsweise referiert er das vernichtende Urteil de Vaux's über J.-M. Allegros Unter-nehmung von 1959/60 und erwähnt die von S.-H. Steckoll durchgeföhrte Ausgrabung von weiteren Gräbern 1966/67 (S. 14, Anm. 2). Es sind keine neuen Elemente zutage gefördert worden, welche die Ergebnisse der früheren Ausgrabungen verändert hätten. Hier kommt eine dem Verfasser eigene These zum Zug (vgl. Conclusion, S. 229): «*infra hos (Engada oppidum fuit)*» in Plinius, Nat. hist. V, 17, bedeutet nicht einfach «südlich», sondern «en aval», d. h. strom- bzw. talabwärts (S. 5–6).

Der erste Hauptteil, *Archéologie du site de Qoumrân-Feshkha* (S. 19–114), behandelt eingehend die Friedhöfe und die eigentliche Siedlung von Qumran entsprechend den festge-stellten Perioden der Besiedlung, von der israelitischen Zeit bis zum zweiten jüdischen Krieg. Anschliessend kommen die zwischen Qumran und ‘Ain Feshkha liegenden Fundstellen sowie diese Stelle selbst zur Sprache. Es folgen drei Anhänge, die sich mit dem Verlassen des Ortes und dem damaszenischen Exil befassen, mit der Bevölkerungszahl der Siedlung und mit den kleineren Fundstellen südlich von Feshkha. Hier begründet der Autor seine von der üblichen abweichende Ansetzung der zeitweiligen Aufgabe des Ortes durch die Gemeinde zwischen der Besetzungsperiode Ib und IIb: nicht vom Erdbeben 31 v. Chr. bis zur Zeit des Archelaos (4 v.–6 n. Chr.), sondern bereits von 67–63 v. Chr. bis zur Zeit des Herodes. Die Hauptbe-setzungszeit begänne somit einige Zeit vor Christus, und die Bezeichnung der Kalligraphie als

herodianisch erhielte ihren wirklichen Sinn (S. 28 ff.). Die besondere Bedeutung dieser Datierung für die Frage der Priorität Qumrans gegenüber dem werdenden Christentum begründet das besondere Interesse dafür (S. 230 ff.). Jedoch schwächt die gewöhnliche Annahme diese Priorität kaum wesentlich. Für die Geschichte der Bewegung ist sie freilich wichtig. Die Anzahl der Siedler schätzt der Autor aufgrund der Besetzungsduer, der Gräber, der Wasserversorgung auf 300–350 Leute für die Periode Ib und vielleicht 350–400 für die Hauptbesetzungszeit IIab, die nach ihm von der Herodeszeit bis zum jüdischen Krieg reichte (S. 109).

Der zweite Hauptteil (S. 117–227) ist der Beschreibung der in Qumran gefundenen Gegenstände gewidmet (Handschriften aus Leder und Papyrus, Kupferrolle, Münzen, Keramik, Tierknochen etc.). Die Datierungen durch die Carbon 14-Methode bestätigen die sonstigen Feststellungen. Bei allem unschätzbarer Gewinn, den die zwölf relativ gut erhaltenen Handschriften darstellen, offenbart die Tatsache, dass in den elf Grotten Fragmenten von ca. 600 Handschriften identifiziert wurden (S. 120), auch einen unermesslichen und unwiederbringlichen Verlust. Der Verfasser betrachtet die Kupferrolle als Liste eines wirklichen, von Bar Kokhba (132–35) angelegten Schatzes (S. 131–137) und deutet die verschiedenen Depots von Tierknochen in der Töpferei und in den Höfen der Gebäude als Überreste von Festmahlzeiten der nicht zum Speisesaal der Eingeweihten zugelassenen Glieder (z. B. Novizen), die daher ihre Mahlzeit außerhalb halten mussten und die Knochen in bereitgestellte Behälter warfen. Sie wären 63 v. und 68 n. Chr. von einem Angreifer überrascht worden; daher die verschiedenen, zufälligen Depots. Gegen die Deutung auf rituelle Begrabung der Reste heiliger Mahlzeiten spricht, dass zwar solche Mahlzeiten, aber nicht ein solcher Begrabungsritus bezeugt ist (S. 211–221).

Die abschliessende Conclusion (S. 229–233) hebt die Thesen des Verfassers hervor, wobei die Frühdatierung der zweiten Hauptbesetzungsperiode besonders wichtig erscheint.

Der Stil des Autors ist wegen der vielen Bezugnahmen auf eigene und de Vaux's Ausführungen weniger durchsichtig, als man es für die «clarté latine» gewohnt ist. Gewiss kommt es gerade bei der archäologischen Arbeit und Deutung auf Präzision auch im Kleinsten an. Doch kann sich der Rezensent des Eindruckes einer gewissen Pedanterie nicht erwehren, z. B. bei der Erklärung der Ausdrücke Pentateuch, Tora, Septuaginta (S. 128, Anm. 1 und 2).

Georg Schelbert, Fribourg

S. Safrai & M. Stern (Hrsg.), *The Jewish People in the First Century. Historical Geography, Social, Cultural and Religious Life and Institutions*, 2. = Compendium rerum Judaicarum ad Novum Testamentum, I, 2. Assen/Amsterdam, Van Gorcum, 1976. X S + 561–1283. Fl. 125.–.

Der vorliegende zweite Band¹ behandelt zuerst die jüdische Gesellschaft der neutestamentlichen Zeit: das Priestertum, die Familie, die Architektur; ferner das religiöse Leben und den Kultus: den Kalender, den Tempel, die Synagoge, das Erziehungswesen, die Volksreligion, die heidnischen Religionen in Palästina; endlich die Sprachen: Hebräisch und Aramäisch, Griechisch. Am Ende widmet sich eine Abhandlung der Wertung des Judentums bei den griechischen und römischen Schriftstellern. Das Werk ist reichlich mit Indices versehen, was es zu einem bequemen Nachschlagewerk macht.

Ein allgemeines Merkmal ist die enge Zusammenarbeit von jüdischen und christlichen Forschern. Werke über das Judentum, die nur von christlichen Autoren verfasst worden sind, werden oft der pro-christlichen Apologetik oder der anti-jüdischen Einstellung verdächtigt, wie dies jüngstens geschehen ist.² Hier ist diese Gefahr vermieden, und man wird andererseits nicht sagen können, dass das Judentum zur Zeit des Neuen Testaments ungebührlich beschönigt wird. Es handelt sich um ein nach Möglichkeit objektives Werk.

¹ Über den ersten Halbband Theol. Zeits. 32 (1976), S. 171.

² Ch. Klein, Theologie und Antijudaismus (1975). Die Tatsache, dass dies kurze Werk manchmal, in begreiflicher Entrüstung, über das Ziel hinausschießt, sollte die Gültigkeit seines Hauptanliegens nicht verdunkeln. Besonders kritisch zeigt sich die Verfasserin den Werken von W. Bousset, J. Bonsirven und E. Schürer gegenüber; sogar P. Billerbeck wird kritisch behandelt.

In methodischer Hinsicht merkt der Leser sofort, dass mit den apokryphen (deuterokanonischen) Büchern und den Pseudoepigraphen, ferner mit den Qumrantexten und den Targumim anders umgegangen wird als üblich: sie werden als rein marginale Werke betrachtet (1, S. XIII ff.). Das rabbinische Judentum erscheint also als normativ. Darin macht sich das Werk die Thesen von George Foot Moore zu eigen.³ Freilich könnte man demgegenüber behaupten, der normative Charakter des rabbinischen Judentums habe kaum vor dem 2. bis 3. Jahrhundert und in keinem Fall vor dem Jahr 70, als die Schule von Jabneh gegründet wurde, eingesetzt.⁴ Anderseits ist es methodisch doch wohl richtig, diejenigen Quellen zu untersuchen, die das Judentum wesentlich geprägt haben, und das sind bestimmt nicht die apokalyptischen Schriften. Letztere werden berücksichtigt, nur dass sie nicht das Rückgrat der Abhandlungen bilden, denn diese Rolle fällt dem rabbinischen Judentum zu.

Auch das Neue Testament wird als Quelle ausgewertet, obwohl sich die Verfasser der Problematik bewusst sind, dass es sich hier um Dokumente des Christentums handelt, wie stark dieses auch immer noch im Judentum verwurzelt war. Dennoch hat das Neue Testament einen grossen Quellenwert, was geographische und historische Einzelheiten betrifft. Konkret treten gewisse Gebräuche auf, wie das Händewaschen vor Tisch, der synagogale Gottesdienst. Soziale, politische und wirtschaftliche Elemente bilden auch wichtige Beiträge zu unseren Kenntnissen des Judentums aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert. Allerdings sind die Texte des Neuen Testaments oft zweideutig oder sogar verworren. Bei der Passionsgeschichte ist es unmöglich, eine zuverlässige Rekonstruktion des Prozesses Jesu und also der Rechtssprechung und Prozedur des Synhedriums herzustellen (1, S. 40 ff.). Ein weiteres Beispiel, das der Text allerdings nicht genügend hervorhebt, bietet das *qorbān* in Mark. 7, 11: wenn es freilich zutrifft, dass wir aus dem N.T. das Wort und die Praxis bis ins 1. Jahrhundert zurückdatieren können, wie der Text mit Recht bemerkt (*ibidem*), so muss doch auch hervorgehoben werden, dass eine *qorbān*-Praxis, wie sie Markus erwähnt, im Judentum nicht beschrieben ist,⁵ wie auch aus den richtig angegebenen Mišnāh-Stellen klar hervorgeht (Ned. I, 2 und VIII, 7). Es wäre übrigens interessant und wichtig, einmal festzustellen, inwiefern authentische Jesusworte zeitgenössische, jüdische Diskussionen wiedergeben, bevor sie von der Urgemeinde polemisch gegen das Judentum gerichtet wurden. In diesem Zusammenhang scheint ferner die These gut begründet, dass *marānā' tā* in 1. Kor. 16, 22 und Did. 10, 6 (vgl. Apc. 22, 20) und *ōsannā* in Matt. 21, 9 nicht mehr aus der Urgemeinde stammen: der erste Ausruf ist im palästinensischen Aramäisch nicht bezeugt, der zweite wird von den Evangelisten in einem semantisch unmöglichen Zusammenhang verwendet (allerdings nicht so in Mark. 11, 9 und Joh. 12, 13).

Was die jüdische Gesellschaft betrifft, stoßen wir auf einen erheblichen Mangel an Quellen, und die Möglichkeiten einer Analyse und Rekonstruktion der Gegebenheiten sind gering (2, S. 588 ff.). Dafür möchte ich ein Beispiel anführen. Aus manchen Tempeln des Zweistromlandes besitzen wir Urkunden des 2. Jahrtausends v. Chr., welche Lieferungen, Zehnten u. dgl. beleuchten. Es ist möglich, auf Grund dieser Dokumente die Wirtschaft der betreffenden politischen Einheit zu rekonstruiren.⁶ Für das alte Syrien ist die Lage weniger günstig, und doch gibt es auch hier gewisse Möglichkeiten. Aber etwas Ähnliches gibt es für den Jerusalemer Tempel nicht. Hier muss sich die Forschung mit indirekten Zeugnissen aus Talmud und Midrasch begnügen. Eine klassische Bearbeitung der vorhandenen Materialien finden wir bei J. Jeremias,⁷ und die beiden Bände des neuen Sammelwerks führen die Arbeit weiter. Aus dem

³ G. F. Moore, *Christian Writers on Judaism*: Harv. Theol. Rev. 14 (1921), S. 191–254; ders., *Judaism in the First Centuries of the Christian Era*, 1–3 (1927–30): 1, S. 125 ff.

⁴ Hierzu ausführlich D. S. Russell, *The Method and Message of Jewish Apocalyptic*, 200 b. C. – A. D. 100 (The Old Testament Library), (1964), S. 20 ff.

⁵ P. Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, 1 (1922), S. 711 ff. (zu Matth. 15, 5). Aus der von ihm zitierten Stelle Ned. VIII, 7 geht die von Mark. 7, 11 bezeugte Tatsache kaum hervor.

⁶ In diese Richtung läuft jede moderne Geschichte Mesopotamiens. Durch die neuen Funde von Tell-Mardih – Ebla wird auch das Ende des 3. Jahrtausends erschlossen werden.

⁷ J. Jeremias, *Jerusalem zur Zeit Jesu* (1923; 1962³).

Werk lässt sich indirekt eine Warnung für diejenigen herauslesen, welche mit ungenügenden Kenntnissen und manchmal nicht ohne propagandistisch-skandalisierende Tendenz eine «materialistische» Auslegung des Neuen Testaments vorschlagen. Eine solche ist für das Zwei-stromland durchaus möglich und wird auch fleissig betrieben; in unserem Zusammenhang aber steht das entsprechende Unternehmen vor unüberbrückbaren Schwierigkeiten.

Ausgezeichnet wird beschrieben, wie der Einsatz der Weisen die an sich konservative Gesellschaft umgestaltete und aufgrund neuer Werte umschulte (2, S. 619 ff., 684 ff.). Eine aristokratische, arbeitsfeindliche Grundeinstellung, wie sie noch ziemlich klar bei Jesus Sirach hervortritt, wurde dadurch in kurzer Zeit überwunden: Der Weise, der nunmehr das Vorbild für jede Volksschicht darstellte, lebte einfach und bescheiden aus dem Ertrag seiner Arbeit, welche dadurch zu Ehren gelangte und ein bleibendes Vorbild für die jüdische und später die christliche Ethik stellte.

Die Bewertung des Königreiches des Herodes (2, S. 666, vgl. 691 ff.) fällt negativ aus, auch wenn es heute einige Rehabilitationsversuche gibt. Wenn es zu seiner Zeit fast keine Arbeitslosigkeit gab, so brachte er jedoch durch seine Verschwendungen, Baumanie, durch Konfiszierungen, Vertreibung von Bauern und unnötiges Zuvorkommen Rom gegenüber das Land an den Rand des Bankrotts.

Für den christlichen Leser, welcher oft über das Verhältnis des Judentums zum Gesetz nur die paulinischen Aussagen kennt, werden die vom Werk gebotenen Beschreibungen dessen, was dieses Verhältnis in Wirklichkeit gewesen (und heute noch) ist, besonders wertvoll sein (2, S. 753 ff.). Bei aller sittlichen und kultischen Strenge (oder vielleicht gerade deswegen?) handelte es sich um eine freundliche und freudenreiche Beziehung. Es ergaben sich durch Haltung des Gesetzes immer wieder Möglichkeiten, Gott und dem Nächsten zu begegnen und zu dienen, wodurch sich die Torah (um lutherische Kategorien anzuwenden) eher als Evangelium offenbart. Auch die Frau erscheint in diesem Zusammenhang (2, S. 955 ff.) anders, als man gewöhnlich lernt: Wenn sie auch theoretisch von Studium ferngehalten wurde, so begegnen uns nicht selten studierende Frauen; und auch im schlimmsten Fall musste ihre Bildung immerhin jener Rolle entsprechen, die sie in der Sabbatfeier innehatte. Das ganze jüdische Milieu erscheint zu diesen Zeiten überhaupt bildungsfreudlich, und der Unterricht soll qualitativ hochwertig gewesen sein (2, S. 1078 f.).

Ganz allgemein bemerkt seien ein paar technische Einzelheiten. Zeitschriften werden oft nur mit Jahrgang, ohne Vermerkung des Bandes zitiert. Oft erscheinen nicht Englisch geschriebene Werke, z. B. O. Eissfeldt, Einleitung in das Alte Testament (2, S. 589, Anm. 6), in der englischen Übersetzung, was die Benützung solcher Zitate für denjenigen, der die Urausgabe besitzt, erschwert. In 2, S. 622 hätte in der Bemerkung über den jüdischen Proselytismus auch die Stelle Matth. 23, 15 berücksichtigt werden sollen. S. 684 ff., wo von den Gilden die Rede ist, hätte Num. 21, 17b–18, das oft als ein altes Brunnengräberlied gedeutet wird, erwähnt werden sollen. S. 629 wird die Stelle Ex. 21, 20 so erklärt, dass der Herr, der seinen Sklaven zu Tode schlägt, zu Tode verurteilt werden soll; es handelt sich gewiss um die beste Deutung dieses schwierigen Textes, doch sollte die Unklarheit des Textes an sich hervorgehoben werden. Hier und da begegnen uns Druckfehler: S. 581 Anm. 1 lies ywsy; S. 981 f. lies Qadmoniôt.

Freilich beeinträchtigen solche Einzelheiten so ein grundlegendes Werk nicht. Es gehört in jede ernsthafte orientalistische und theologische Bibliothek.

J. Alberto Soggin, Rom

Willem S. Duvekot, *Heeft Jesus zichzelf voor de Messias gehouden? Een exegetisch-historisch onderzoek, in het bijzonder met het oog op het ontkennend antwoord op deze vraag door Bultmann en zijn leerlingen*. Assen, Van Gorcum, 1972. XVI + 352 S. Fr. 22.50.

Die umfassende Arbeit Duvekots hätte viel früher eine Rezension verdient. Hat sich Jesus für den Messias gehalten? Jeder, der sich mit dieser Frage beschäftigt hat, wird auch wissen, vor welchen Schwierigkeiten die Forschung sich befindet. Einerseits ist man so stark auf Vermutungen, Eindrücke und Rückschlüsse angewiesen, dass der eigene hermeneutische Aus-

gangspunkt fast unvermeidlich die Exegese prädisponiert. Andererseits ist die Frage nach dem einen christologischen Titel nicht von derjenigen nach den anderen Titeln zu trennen. Auf diese Weise ist Duvekots Arbeit teils zu einer Beurteilung des Bultmannschen hermeneutischen und exegetischen Standpunktes und teils zu einer Untersuchung der christologischen Hoheits-titel überhaupt geworden.

Was die Untersuchung der christologischen Titel, besonders der Titel Messias, Menschen-sohn und Gottessohn, betrifft, wird eine gute Zusammenfassung der konservativen Auffassung geboten, obwohl die Einzelexegese nicht tiefgehend ist und viele Schlussfolgerungen als zu rasch gefunden erscheinen. Dies gilt u. a. für die Meinung, dass der Menschensohntitel auf Jesu Gottesgleichheit anspielt, dass Jesu Frage in Mark. 8, 27 ff. mit dem Jahwe-Namen zu tun hat und dass Jesus den Titel Davidssohn in Mark. 12, 35 ff. ebenfalls zu einem Hinweis auf seine Gottesgleichheit mache. Im letzten Fall sprengt Jesus vielmehr den genannten Titel. Trotz dieser Kritik meine ich, Duvekots Hauptergebnissen zustimmen zu müssen. Immerhin ist zu bezweifeln, ob sein negatives Urteil hinsichtlich des Gottesknechtmotivs durch den Textbefund unterstützt wird.

Vielleicht liegt der grösste Wert dieser Untersuchung darin, dass der Verfasser die Unzulänglichkeit der Jesusauffassung von Bultmann *cum suis* aufgewiesen hat. Das Selbstbewusstsein Jesu ist in der Tat für das Verständnis des Neuen Testaments viel wichtiger, als Bultmann und seine Nachfolger wahrhaben möchten. Die Aporie, die weitgehend zwischen Jesu Selbstbewusstsein und der Gemeindetheologie angenommen wird, ist historisch nicht überzeugend. Dies hat Duvekot in verschiedenen Hinsichten klar herausgestellt. Weiter hat er gut gezeigt, wie unbestimmt und unklar der so gerne gebrauchte Begriff der Gemeindetheologie ist. Sie wird wie eine Art Zauberlaterne benutzt, die jedes Problem, das man beim Selbstbewusstsein Jesu empfindet, lösen muss. Auf diese Weise wird das Problem freilich nur verschoben, tatsächlich aber nicht gelöst. Und schliesslich hat Duvekot auch klargemacht, wie stark die hermeneutischen Vorentscheidungen in dieser Frage weitgehend über die Auslegung dominieren und die Möglichkeit einer sachkritischen Korrektur seitens der Einzelexegese ausschliessen.

André B. du Toit, Pretoria

Rolf Zerfass und Norbert Greinacher (Hrsg.), *Einführung in die Praktische Theologie*. Unter Mitarbeit von Christof Bäumler, Peter Krusche, Norbert Mette und Wilhelm Möhler. = *Studium theologiae*, 3. München, Kaiser, & Mainz, Grünwald, 1976. 243 S. DM 27.50.

Das Buch ist das Ergebnis fruchtbarener bikonfessioneller Gespräche zwischen Dozenten der Praktischen Theologie an verschiedenen Fakultäten Deutschlands und ihren Studenten. Praktologen von Tübingen (katholisch), Münster (katholisch) und München (evangelisch) berichten über fächerübergreifende Kurse zur Einführung in die Gesamtdisziplin, die in verschiedener Gestalt in den letzten Jahren durchgeführt wurden, und machen damit dem Fachkollegen Lust, etwas Ähnliches zu probieren. Wichtig sind drei grundsätzliche Artikel. R. Zerfass behandelt Probleme der Organisation des Studiums der Praktischen Theologie, Chr. Bäumler berichtet kenntnisreich über die heutigen Typen der Theoriebildung Praktischer Theologie, und P. Krusche reflektiert über die problemgeladenen Berufsperspektiven beim Studium dieser Disziplin. Die Praktologen, die hier zu Wort kommen, wollen jedenfalls die Rolle als «Desertköche der Theologie», zu der sie vielfach «degradiert» sind (Zerfass), nicht weiterspielen.

Ein zweiter Teil des Buches bietet kurz kommentierte Textsammlungen zu den wichtigsten Problembereichen der Disziplin: Funktion von Religion und Kirche in der Gesellschaft, Kirchenreform, religiöse Bildung, Gottesdienst und Predigt, Seelsorge und Kasualien, Diakonie, Kirchenleitung, Gemeindearbeit und Theologiestudium als Praxis. Die Texte sind entweder knappe Zusammenfassungen von Positionen, die für die heutige Diskussion bedeutsam sind (z. B. die homiletische Theorie von E. Lange oder die Konzeption des Religionsunterrichts von D. Strodt), oder es sind provokative Äusserungen von Kirchenkritikern (z. B. ein Abschnitt aus Freud's «Zukunft einer Illusion» oder eine Auswahl aus R. Altmann: «Abschied von den Kirchen»). So oder so sind es Texte, die zur Stellungnahme herausfordern und damit die Diskussion einer Gruppe anregen.

Gerade diese Textsammlung, aber auch die grundsätzlichen Artikel, machen das Buch zu einem brauchbaren Lehrmittel für einführende Seminarien. Eine gut zusammengestellte Literaturliste leitet den Anfänger an, am Verständnis für bestimmte Probleme weiter zu arbeiten.

Walter Neidhart, Basel

Antoine J. M. Vossen, *Selbstwerden in menschlichen Beziehungen. Die Bedeutung der personalen Beziehung in Psychotherapie, Unterricht und Betriebsführung. Eine entwicklungspsychologische Studie.* (BCS-Reihe zu Gemeinwesenarbeit und Gemeindeaufbau.) Aus dem Niederländischen übersetzt. Gelnhausen, Burckhardtthaus-Verlag, 1975. 355 S. DM 48.–.

Vossen, Pädagoge und Psychotherapeut in Nijmegen, stellt zunächst die Auffassungen von C. R. Rogers über menschliche Beziehungen und über den therapeutischen Prozess dar, setzt sie in Beziehung zur Phasenlehre von Freud und Erikson über die menschliche Entwicklung und baut daraus ein umfassendes Modell der fünf Daseinsmodi des menschlichen Verhaltens (A-Modus: aufgehen in, empfinden, mitschwingen; B-Modus: empfänglich, offen rezeptiv sein, sich anvertrauen, sich hingeben; C-Modus: in sich aufnehmen, inkorporieren, bemächtigen; D-Modus: in den Griff bekommen, festhalten, besitzen, manipulieren; E-Modus: Initiative nehmen, unternehmen, dynamisch sich selbst verwirklichen). Diese Phasen werden in der normalen Entwicklung nacheinander durchlaufen, ihre positiven Formen werden angeeignet und ihre Zerrformen ausgeschieden. Dem Erwachsenen stehen alle fünf Modi zur Verfügung, wobei der A-Modus als Matrix bei den übrigen Verhaltensweisen immer mitschwingen sollte. Der D-Modus ist besonders gefährlich: Wenn der Erwachsene sich bedroht fühlt, sucht er das Problem zu versachlichen, es objektivierend von sich fernzuhalten und von aussen zu regulieren. Das ist ein Grund für Beziehungskonflikte und Lebensstörungen.

Vossen zeigt anhand von Fällen aus der eigenen Praxis, dass die therapeutische Beziehung nach Rogers den fundamentalen A-Modus des Klienten aktiviert und ihm ein Nachholen der phasengemäss verlaufenden Entwicklung bis zur Reifung der Persönlichkeit ermöglicht.

Rogers hat auch eigene Auffassungen über das Lehren und Lernen entwickelt: Lernen soll der ganzheitliche Prozess eines autonomen, reifen Menschen sein, der sich in der Atmosphäre der Sicherheit und der Offenheit abspielt. Der Lehrer ist dabei bloss Lernhelfer und Übersetzer der Gefühle des Lernenden. Vossen bekennt sich auf Grund von Erfahrungen seiner Praxis voll und ganz zu diesen Auffassungen seines Lehrers Rogers und fügt dessen Erkenntnisse in sein Fünf-Phasen-Modell ein. Der Lehrer lässt den schädlichen D-Modus gegenüber dem Schüler, das objektivierende Regulieren von aussen, fallen, «gibt sich dem eigenen Erfahren hin, wird dadurch empfindsam für das Erfahren und die Bedürfnisse der Schüler und deren Situation und kann darauf eingehen». Durch diese Art der Beziehung verhilft der Lehrer dem Schüler zur Reifung.

Schliesslich berichtet der Verfasser anhand von Erfahrungen in seinem pädagogischen Institut, wie dieselben Grundsätze in der Menschenführung im Betrieb und in der Supervision zu praktizieren sind. Auch am Arbeitsplatz kann der Mensch in dem Masse er selbst werden, «in dem er nicht von sich oder andern objektiviert wird». «Die Rogers-Beziehung weiss dieses Übel zu vermeiden, indem sie sich dem Menschen als Persönlichkeit ständig zuwendet und ihn aktualisiert.»

Der Verfasser hat mit diesem Buch einen beachtenswerten Beitrag zur Theoriebildung der humanistischen Psychologie von Rogers geleistet, stösst aber nicht über deren Grenzen hinaus: sein Denken ist wie das von Rogers geschichtslos und klammert politische und gesellschaftliche Zusammenhänge aus.

Walter Neidhart, Basel

Klaus Winkler, *Emanzipation in der Familie.* = Beratungsreihe, 6. München, Kaiser, & Mainz, Grünewald, 1976. 96 S. DM 9.50.

Der Verfasser bietet nicht abstrakte Theorien über Emanzipation, sondern schreibt als psychoanalytisch orientierter Theologe und Berater über konkrete Entscheidungen in einer Familie, z. B. über die Aufnahme (resp. Wiederaufnahme) der Berufstätigkeit der Ehefrau und Mutter. Der Leser erhält Anleitungen, den Zusammenhang der betreffenden Entscheidung

mit ungelösten Ambivalenzkonflikten (z. B. Tendenz zur Teilnahme gleichzeitig mit der Tendenz zur Selbständigkeit gegenüber der Familie) zu erkennen und zu verarbeiten. Er lernt ferner, die Alternative als Aufgabe der Familie *als Gruppe* zu verstehen und nicht die (nur im Wunschdenken vorhandene) konfliktfreie Lösung zu suchen, sondern nach der Möglichkeit zu fragen, gemeinsam mit Konflikten fertig zu werden. Die Auseinandersetzung mit andern Gestalten des Zusammenlebens (Wohngemeinschaft, Ehe auf Zeit) wirkt bei diesem Lernprozess klärend. Das Emanzipationsproblem ruft nach Familien, deren Glieder so erzogen wurden, dass sie frei sind von hemmenden Ideologien und ihre Rollen flexibel handhaben können. Wenn einzelne oder mehrere Glieder der Familie ganz anders reagieren, als es bisher üblich war, müssen die andern die dabei auftretende Angst wahrnehmen und damit umgehen können. Für Winkler liegt auch das Ziel der religiösen Erziehung in dieser Richtung: sie muss den Kindern ermöglichen, ihr persönlichkeitsspezifisches Credo zu entwickeln und sich selber zu verwirklichen. – Die Praxisnähe und das tiefe Verständnis für die unterschwelligen Prozesse bei der Lösung eines solchen Familienproblems machen diese Schrift zu einer empfehlenswerten Hilfe für Leser, die entsprechende Situationen zu bewältigen haben.

Walter Neidhart, Basel

Christof Bäumler, Gerd Birk, Jürg Kleemann, Gerhard Schmaltz & Dietmar Stoller, *Methoden der empirischen Sozialforschung in der Praktischen Theologie. Eine Einführung.* = Studium theologiae, 4. München, Kaiser, & Mainz, Grünewald, 1976. 269 S. DM 29.–.

Anhand eines exemplarischen Falles aus einer Konfirmandenkasse, die von einem Pfarrer und einem Lernvikar unterrichtet wird, erhält der Leser instruktive Anweisungen über die Handhabung von sechs Methoden der Sozialforschung: Beobachtung, Gruppendiskussion, Interaktionsanalyse, Soziogramm, Semantisches Differential, mündliche und schriftliche Befragung. Von jeder Methode wird erzählt, wie sie in der Unterrichtsklasse durch die Initiative des Vikars eingesetzt wurde. Die Ergebnisse werden durch Einblicke in die Auseinandersetzung zwischen dem Vikar und seinem kritisch reservierten Praktikumsleiter kommentiert. Man erhält zusätzliche Informationen und erfährt das Nötige über Bedeutung, Grenzen und Problematik der betreffenden Methode. Besonders eingehend wird über die teilnehmende Beobachtung und über das semantische Differential referiert, die beide zur Erforschung eines begrenzten Praxisfeldes im Rahmen einer Kirchengemeinde Vorzüge vor den andern Methoden haben.

In einem grundsätzlichen Kapitel nimmt Ch. Bäumler Stellung zum Verhältnis von Theologie und empirischer Sozialforschung, in der er nicht bloss eine Hilfswissenschaft, sondern einen konstitutiven Bestandteil der wissenschaftlichen Theologie sieht. Für die Forschungsethik stellt er folgende Gesichtspunkte auf: 1. Menschen dürfen nicht zu Objekten der Forschung degradiert werden, sondern müssen als Subjekte an der Forschung teilnehmen und z. B. das Ziel mitbestimmen können. 2. Die praktisch-theologische Forschung ist nicht wertneutral, deshalb muss das erkenntnisleitende Interesse deutlich gemacht werden. 3. Weil die Beteiligten über die Ziele diskutieren sollen, ist die Gruppendiskussion ein unerlässlicher Bestandteil der Forschung.

Die Autorengruppe hat mit ihrer «Einführung» Pfarrern und Theologiestudenten ein überaus brauchbares Instrumentarium in die Hand gelegt. Solche methodischen Anweisungen mussten bisher in verschiedenen wissenschaftlichen Handbüchern, die nicht in jeder theologischen Bibliothek aufliegen, zusammengesucht werden. Zudem enthalten diese Standardwerke vieles, was für den theologischen Sofortverbraucher nicht unmittelbar wichtig ist. Hier wird alles in der richtigen Dosierung geboten, dazu noch kurzweilig; denn die Geschichte des Pfarrers mit seinem Vikar veranschaulicht nicht nur vieles, sie lockert auf und vermenschlicht das an sich spröde Thema.

Walter Neidhart, Basel